

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 275.

Freitag, 7. Oktober

1932.

## Im Zick-Zack

## durch die Liebe

ROMAN VON F E O D O R V O N Z O B E L T I T Z

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Hede lachte über das ganze helle Gesicht, wurde aber sofort wieder sinnend. „Es ist richtig“, sagte sie, „es ist interessant, weil du den Kuß nicht gewollt hast — weil er nur das Resultat einer unglaublichen Frechheit war. Warum hast du „Psui Deibel!“ gerufen, als du ihn weg hattest, und warum hast du dir mit der Hand über den geküßten Mund gewischt? Sage mir bloß nicht „aus Widerwillen“, denn das wäre nicht wahr. Es geschah lediglich in der Erregung des Augenblicks, aus Wut über die Unverschämtheit. In der Erinnerung aber hat die Frechheit dir imponiert — da hast du nicht mehr „Psui Deibel!“ geschrien, sondern verzeihend gelächelt, und dann kam auch gleich das merkwürdige Nachgefühl, daß dieser gestohlene Kuß gar nicht so übel war.“

„Das ist eben das Verdrehte“, gab Jutta zu, und Hede sagte: „Ich glaube, es ist ganz erklärlich. In der Frechheit steckte der Sieg und in dem Überfall, dem du erlagst, die Süße des Zwangs. Jutta, du wirst vermutlich nie wieder einen Kuß kriegen wie den von dem Fremdling. Die Küsse, die du mit deinem künftigen Verlobten tauschst, sind erlaubte — warum hat denn so oft das Unerlaubte seinen besonderen Reiz? Der Mann kennt ihn und macht ihn sich zunutze, blickartig, im gegebenen Moment — und wenn wir darauf hereinfallen —“

Sie stoppte. „Was dann?“ fragte Jutta.

„dann sind wir geliefert, weil es immer noch Stürme gibt, denen wir armen Weibchen von heute ebensowenig Widerstand leisten können wie die vor tausend Jahren.“

Ein rascher Seitenblick Juttas streifte das niedliche, harmlose, in Unschuld getauchte Gesicht der Freundin.

„Hede“, sagte sie, „wenn man dich so sieht, in der Klarheit deiner Miene und mit den gutgläubigen blauen Gundern, kommt man gar nicht auf den Gedanken, daß du so schlantweg von Dingen reden kannst, die im Widerspruch zu der Korrektheit unsrer Erziehung und auch zu der Sprache deiner Augen stehen. Du verblüffst selbst mich durch deine Kenntnisse auf erotischem Gebiet.“

„Ah, nein, Jutta, du verstehst mich recht gut und tust nur so, als wärst du heftig erstaunt. Außerdem hast du selbst das Thema angeschlagen. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß es durchaus vernünftig ist, wenn wir uns rechtzeitig ein bißel klarwerden über das, was du mit einem schrecklichen Gemeinplatz bezeichnest. Neue Welten werden wir ja nicht entdecken, aber vielleicht Vorsicht lernen gegenüber den Explosivstoffen in uns — oder willst du leugnen, daß sie von Natur aus da sind?“

Jutta antwortete nicht. Die kluge Freundin hatte gewiß recht, aber gerade von ihren Lippen klang alles

das überraschend und unerwartet, und doch auch klarer und unbefangener als das Gewisper der andern, wenn sie die Köpfe zusammensteden, um ungeheuer geheimnisvoll sich über Allermenschlichstes auszuplaubern, so wie die urewigen Kämpfe der Welt in ihren kleinen Hirnchen sich darstellten. Sie dachten sich dabei nichts Schlimmes, es war ein ziemlich einfältiger Gefühlsaustausch, es spielte meist auch in die erwachenden Sinne eine naive Romantik hinein, und namentlich die lebhafteste Interesse Juttas überfugelte sich gern in der Bewegung der Gedanken. Helal Sinefi hatte sie einmal ausgelacht bei der Frage, ob ihr Vater einen gutaffortierten Harem besäße; sie dachte es sich als ganz selbstverständlich, daß ein vornehmer Perser einen Harem haben müsse. Sie bewohnte im Pensionat mit Helal und Hede Stetten gemeinsam ein Zimmer. In diesem Dreiblatt bildete Hede das klug ausgleichende Element. Helal war ganz Europäerin, ihr berühmter Großvater hatte als Gesandter am Berliner Hofe seine beiden Söhne im damaligen preussischen Kadettenkorps erziehen lassen, dann hatte der Älteste gleichfalls den diplomatischen Beruf eingeschlagen, sich mit einer Französin vermählt, und in Paris war Helal geboren worden. Sie war auch viel mehr Pariserin als Orientalin, hastig, feurig, immer wie mit Erlebnissen gefüllt und mit Empfindungen geladen, die sie loswerden wollte. Die blonde Hede war stiller, eine in sich getehrte Natur, lächelnd über das Ungeheuer der Genossinnen, doch nie von oben herab, jede hitzig-leichtfertige Lebensart umdeutend in eine vernünftige Beziehung zur Wirklichkeit. So hatte sie ja auch die physiologische Nachwirkung des komischen kleinen Abenteurers Juttas erklärend umzuwenden versucht, wenn auch mit Worten, die Jutta wie eine feine Nervenreizung empfand und die sie ein wenig verwirrten.

Die Mädchenkolonne hatte nun das Gartenrestaurant auf Gurten-Kulm erreicht, wo auf telephonische Bestellung hin schon Tische für die Einundzwanzig frei gehalten worden waren. Die Dame in Silbergrau, die erste Lehrerin, versammelte zunächst wieder ihre Küken um sich. „Aufgepaßt, Mesdames“, hub sie an, „wer Tee will, hebe den Finger...“ Aber für Tee war man nicht, den kriegte man unten zur Genüge. Dafür entschied sich die Mehrheit für Schokolade, einige für Kaffee, nur Sylvia Barreiro erbat sich gemischtes Eis, das ihr indes nicht bewilligt wurde, weil sie sich erst in letzter Woche durch ihre Vorliebe für Eiskaltes den Magen verdorben hatte.

Ein paar Minuten später saß die ganze Gesellschaft an den kleinen Tischen, löffelte und stippte und hieb in den Kuchen ein, der die Beikost bildete. Stubengenossinnen hatten sich zusammengelehnt, Insulanerinnen neben Ausländerinnen, denn es war ein kluger Schachzug von Madame Lorain, erleichterter Sprachübung halber gemischtes Volk in die Zimmer zu legen. Es war

wirklich eine internationale Musterkarte von jungen hübschen Geschöpfen, halb Europa war da vertreten, von Italien aufwärts bis Schweden, und weiter hinaus Japan in einer winzigen schwarzhaarigen Niedlichkeit, und Nordamerika in Miss Patricia Young, deren Vater eine große Kofferfabrik in New York besaß und die deshalb immer nur „Kofferchen“ gerufen wurde. Tutta und Hede verzichteten auf ihre Kuchenportion, sie verpackten sie in ihre Papierserviette, um sie Helal mitzubringen, die heute Stubenarrest hatte, weil sie sich wieder einmal ihre Lippen knallrot und die knallroten Bäckchen weiß überlächelt hatte.

Die beiden Mädchen saßen in einer Ecke unter dem Sonnenschutzbach der Veranda, das aber genau über ihren Köpfen einen Riß hatte, so daß ein Goldband die Blondine und den Schwarzkopf umsäumen konnte. Beide waren etwas erhitzt vom Spaziergang und von der Unterhaltung, deren rebellierende Wirkung Tutta noch in den Augen lag. Das war das Schönste in ihrem runden, fast schon fraulichen Gesicht, die Augen der Mutter, von tiefstem Grün, das wie mit Gold legiert schien, Augen von lebhafter Beweglichkeit, die Gesichtsausdruck und Mienenspiel, zumal in unbeherrschten Momenten, blitzschnell verändern konnten. Hede war die schlankere, das sehr helle Blau ihrer Augen hatte nicht das beunruhigend glattrige Tuttas, das Profil mit der feinen Stirn und dem schmalen Näschen war geregelter, der Mund nicht klein, doch hübsch im Schnitt und mit feinstübriem Glitzer in der Winklung.

Tutta hatte sich heimlich eine Zigarette angesteckt, und wenn sie ein paar Züge machte, wandte sie den Kopf vom Garten ab, um nicht von den Lehrerinnen gesehen zu werden.

„Wir sind vorhin vom Thema abgekommen“, sagte sie. „Was willst du dem Hamburger Onkel antworten?“

„Gar nichts! Er macht Andeutungen, daß er mich einmal besuchen wolle. Und Arthur ebenso.“

„Arthur — das ist dein Assessor?“

„Ja! Das geht aber nicht, daß die beiden hier zusammenstreffen. Das ist unmöglich. Das muß ich anders managen. Ich weiß bloß noch nicht wie.“

„Sprich mit Mama darüber! Ganz offen. Die wird das schon finden, so etwas macht ihr Spaß.“

„Bleibt ihr vorläufig in Interlaken?“

„Ich ahne nicht, Hede. Mama ändert ihre Entschlüsse alle Augenblicke. Aber Papa kommt ja auch von Zürich herüber. Ich denke mir, dann wird sich mein Schicksal entscheiden.“

„Ist es nicht ein unbeagliches Gefühl für dich, so zwischen Vater und Mutter umherzupendeln?“

„Nein. Bis jetzt war ich mehr unter der Obhut meines Vaters als unter der von Mama. Die ist immer unterwegs. Als sie ihre große Weltreise antrat, schob sie mich einfach Vater zu. Der war damals Legationssekretär in Luxemburg. Nachher hat er auch noch einmal geheiratet, eine sehr liebe, zarte kleine Frau, sie war herzensgut zu mir, kränkelte aber viel und ist in Davos gestorben. Dann kam der Papa ins Auswärtige Amt nach Berlin, da wurde ich gleich in ein Pensionat gesteckt, und ebenso in Amsterdam und zuletzt hier in Bern. Zusammengerechnet bin ich genau acht Jahre in Pensionaten gewesen, von meinem zehnten ab. Natürlich mit Unterbrechungen. Wenn Mutter mal heimisch wurde, nahm sie mich auf ein paar Wochen zu sich, und in den Ferien war ich immer bei Papa, manchmal auch bei meinem Großvater, wo man sich vor Langeweile zu Tode mopfen konnte.“

„So ein richtiges Zuhause hast du also eigentlich nie gekannt?“ fragte Hede.

„Das brauchst du nicht so mitleidig zu sagen“, antwortete Tutta, „ich habe mich überall zu Hause gefühlt, wo ich war — weißt du, ich bin wie eine Pflanze, die man zwanzigmal umsetzen kann und die doch immer ganz munter weitergehelt. Aber wenn ich ehrlich sein soll: bei meinem Vater habe ich mich stets am wohlsten gefühlt, weil er so ein vornehmer Mensch ist, und zu ihm möchte ich recht gern zurück — ich glaube, das wird er auch durchsehen.“

„Habe ich nicht“, sagte sie. „Haben denn deine sogenannten Stiefväter nie nach dir verlangt?“

„Ich habe bloß den einen etwas näher kennengelernt, Herrn von Bürgli, aus einer Appenzeller Familie, jetzt ist er in Paris — ein ganz netter, sehr feiner Herr — mir ein bißchen zu fein, ich war einmal in Gurnigel vierzehn Tage mit ihm zusammen, da trug er ein Sportkostüm wie ein Salontiroler. Der kann auch nicht viel älter sein als die Mama — Mutter hat immer zu junge Männer geheiratet; wenn ich schon erwachsen gewesen wäre, hätte ich ihre Dummheiten nicht zugegeben. Sie kriegt es fertig und heiratet zum viertenmal, aber dann würde ich doch ... Was ist denn da los?“ unterbrach sie sich und fuhr vom Stuhl auf.

Ein komischer Vorfall hatte die Ruhepause der Mädchen jäh unterbrochen. Ein schlanker Herr, kurz, höflich, in Lederjoppe und Sturmmitze, schritt durch den Garten, einen prachtvollen Kollie mit langer Schnauze und dichtem Haar neben sich. Nun schlich sich gerade eine rotgelbe große und dicke Hauskatze zwischen den Tischen hindurch, die sah der Hund, blieb auf der Stelle stehen, spitzte die Ohren nach vorn und äugte aus seinen porzellanfarbenen Lichtern mit lebhaftem Spähblick zu der Katze hinüber. Auch die hatte ihn bereits bemerkt, blieb gleichfalls stehen, buckelte, streckte sich und rührte sich dann nicht mehr, sondern schaute nur aus den großen verängstigten Augen, in denen die geschlitzte Pupille sich gefahrend rundete, den Kollie wie hypnotisiert an, während der Schwanz sich langsam in Radform drehte. Jetzt hob der Köter die rechte Pfote, schob den Kopf vor, wölkte den Rücken — und da merkte die Rotgelbe, nun stand ein Angriff bevor, schwang sich im Kreise und huschte unter den Tischen hindurch. Ein kurzes Aufjaulen, und hui! flog der Hund hinterher, auch unter die Tische, die Mädchen kreischten und jagten in die Höhe, der Kollie schleuderte im Eifer der Verfolgung einen Stuhl um, rempelte die Lehrerin in Silbergrau an und fuhr in blinder Wut der Argentinierin in die Beine, die ihm einen Teller mit Schlaghahne an den Kopf warf — raste dann weiter, aber die Katze hatte schon einen rettenden Baum erreicht, krallte im Nu den Stamm hinauf, sah im nächsten Augenblick auf dem untersten Ast der Kastanie und schaute triumphierend auf ihren Angreifer herab, der sie von unten in kurzen Heullauten auf seine Art maßlos beschimpfte. Da aber nahte sein Herr, ein paarmal hatte er versucht, durch Pfiffe auf dem zwischen die Zähne gesteckten Zeigefinger den Hund zum Gehorsam zu zwingen, hatte ihn gerufen — „Sohnemann, hierher! Sohnemann!“ — mit einer Stimme, als brülle der Stier von Uri, wie Berten Gries behauptete —, aber der Köter war zu versessen in seine Berserkerhaftigkeit und hörte nicht, er hatte jetzt die Vorderpfoten hoch an den Stamm der Kastanie gelegt, als wolle er dem Ragantier nachklettern, und klaffte unaufhörlich nach oben, während ihm der Rest der Schlaghahne um die Ohren troff. Der Herr stand ein paar Schritte von ihm, ließ seinen Stod rasch einmal durch die Luft pfeifen und warf ihn dann dem Hund zu. „Sohnemann, pfui Rah!“ rief er dabei, „allez, Apport!“ Und auf der Stelle ließ Sohnemann Kake Kake sein, nahm den Stod in das Maul und brachte ihn seinem Herrn, indem er sich auf die Hinterbeine setzte und um Entschuldigung wedelte. „Bravo, Sohnemann!“ sagte eine der jungen Damen und klatschte in die Hände, dann klatschten andere nach, und der Ruf „Bravo, Sohnemann!“ setzte sich fort. Man lachte über den schnurrigen Hundennamen, und als nun der Herr kommandierte: „Sohnemann, mach schön!“ und Sohnemann sich erst auf der Hinterhand erhob und mit den Vorderbeinen durch die Luft wirbelte, um dann auf der Vorderhand niederzusinken und die Schnauze flach in den Sand zu strecken, da war der Jubel unter den Mädchen groß. Ein freundliches Lachen ging über das Gesicht des Herrn, er zog seine Mütze, schwenkte sie unter gleichzeitiger Verbeugung ringsum, als danke er für sein Getier, und schritt weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Erdegebunden  
Und doch wie Träger des Lichts  
Wachsen die Säulen  
Und wölben das Dach zum Dom.  
Fenster bliden gleich Sternen,  
In denen ewige Fernen  
Mit buntem Stifft geschrieben stehn.  
Menschen kommen und gehn.  
Sie tragen Liebe auf den Händen  
Und sind wie Opfernde im Heiligtum,  
Das wie ein Himmel wächst  
Vor ihrer innigen Gebärde,  
Und ihre schwere Erde selbstsam wandelt.  
O großer Glaube, der sie so erhöht.  
O Bild und Wort im ewigen Gestalten,  
Aus dem der alte Gott gewaltig aufersteht.  
Und still sich neigt zu ihrem Händefalten.

Gabriele Baur.

## Herbstsonne über Bozen.

Von Geheimrat Professor Dr. Alois Brandl (Berlin).

Wunderschön schlängeln sich diese Täler mit den frischen Flüssen durch die Waldlandschaft, in der Höhe blinken die Gletscherzacken, alte Burgen niden von den herbstfarbigen Berghalden; denn, wie Gilm einst sang:

Die Natur ist ewig jung und heiter  
Und schmückt mit Blumen ihre Toten aus.

Vom Kastanienbaum dort an der Weinbergede prasseln die braunen Früchte. Neben dem Baume fladert ein Feuer von altem Reifig; bald zieht der Duft der gerösteten Kastanien dir in die Nase. Ist da drüben nicht ein Wingerhäuschen? Der Mann hat gewiß einen guten Tropfen süßen Weines; der paßt zu den knusprigen Früchten; komm, stoß an!

Schön gekerbt schwingt sich der Söller über den Tisch vor dem Hause; alte Schnitzereien grüßen aus dem Eingang; Truhen, Wandkästchen, lustige Heilige in vergoldeten Mänteln. An der Wand liest man sinnige Sprüche. Denn diese Gauen sind der Sitz reicher Kultur; durch das ganze Mittelalter haben hier Adel, Geistlichkeit und Bürger zusammen das Leben vergeistigt. Dort im Hause neben der Kirche wohnte ein Schnitzer, den jeder Kunsthistoriker des 16. Jahrhunderts kennt. In der Kirche selber führte man an den heiligen Zeiten des Jahres Dramen auf; die Texte liegen noch im Widum oder im nahen Burgsaal. Der Burgherr aber hat seine alten Urkunden ausgekramt, zu deren Entzifferung er früher in lustigeren Tagen niemals die Mühe fand, und ordnet nach den Jahreszahlen, was einst die Vorfahren getan. Das waren freie Männer!

Das Volk hält sich tapfer. Bei jeder Gelegenheit trägt es die schmutze alte Tracht mit grünen Hosenträgern, weißen Hemdärmeln und farbiger Hutschnur, das alte Wahrzeichen freier, wehrhafter Männer. Die Knaben zwitschern deutsch untereinander, sobald sie allein sind; unter italienischer Aufsicht reden sie natürlich italienisch und genießen so die Vorteile der Zweisprachigkeit, die der Entwicklung der Intelligenz sehr günstig ist. Es sind pausbäckige, mutige Gesichter; die Frugalität des Lebens erhöht ihren Unabhängigkeitsstolz, bekannt ist der Reim, den die Burschen im Pustertal gern singen:

Hellau, wir Pustertaler Buibn,  
Wir tanzen af aan Fuik —  
Die ganze Woch a Frigele-Supp  
Und af die Nacht a Muis."

Wann geht der nächste Zug an die Eisack? Wilde und blau ist der Himmel, rotgelb rankt sich der wilde Wein um die Häuser, freundliche Leute werden öffnen und mit warmen Armen dich empfangen. Wie freut man sich der deutschen Landsleute, wenn sie kommen! „Grüß Gott!“ schallt ihnen entgegen, vertraulich zwinkern die Augen — wie plaudert es sich so gut selbst mit einfachen Wirtsleuten im Herrgottswinkel. Als humoristischer Führer ist der alte Steub neu aufgelegt worden; er hatte ja in Griechenland unter König Otto dem Bayern das Kunstreisen gelernt und dann in München die bayerische Breite dazu gewonnen; seine „Drei Sommer in Tirol“ scheinen bleibendes Inventar der deutschen Volksbibliothek geworden und kurzen regnerische Abende. Wie scherzhaft hat er einmal auf einer hohen Wasserseide des Pustertales bei strömendem Regen philosophiert: Wenn ich jetzt den Hut nach rechts senke, rinnt das Wasser von der Krempe in das Adriatische Meer, und senke ich ihn nach links, so rinnt es in das Schwarze Meer.

Von Liebet III.

Professor Reibsen war vierundvierzig Jahre alt geworden, als er sich entschloß, in den Stand der Ehe zu treten. Es war seinen Verwandten und Freunden nicht leicht geworden, ihn von der Notwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen. Er hatte viele Bedenken. Das Weib als solches kannte er gründlich von Schopenhauer und Nießche, außerdem hatte er zur Erweiterung seiner Kenntnisse zuweilen kleine Spritzer nach Kopenhagen gemacht, von Samstag bis Sonntag, wovon er zwar den größten Teil auf der Fährte zubrachte; er war von diesen Abstechern jedesmal sehr erfrischt zurückgekommen, hatte aber niemals etwas davon zum besten gegeben. Er war ein distakter Mensch und der Hauptgrund seines langen Jögerns vor diesem feierlichen Schritt war die Notwendigkeit, damit aus dem angenehmen Halbbunkel seines Junggesellenbaseins in einer kleinen Stadt am Meere herauszutreten.

Nur mit großer Mühe hatte man ihn dazu gebracht, die Hochzeitsfeierlichkeit zu begehen mit Reden und der Preisstellung des Brautpaares. Seinem Gefühl hätte ein stiller Kirchgang und die Fahrt nach dem Bahnhof in geschlossenem Wagen entsprochen, aber er hatte sich dem härteren Willen der Verwandten beugen müssen, und die Hochzeit war mit Glodengeläut und rosenstreuenden Kindern vor sich gegangen. Nun befand sich das junge Paar auf der Hochzeitsreise. Reibsen hatte keine gewöhnliche Reiseroute gewählt, sondern wochenlang den Babeler rubiert, um eine solche abseits der großen Straße herauszufinden, auf der sie nun mittels Kleinbahnen, langsam aber gründlich — nur auf diese Weise sah man etwas — die Provinz bereiften. Sie hatten sich alte Städtchen mit gotischen Backsteinathedralen und stillen kalten Museen mit Schänen aus der Steinzeit und alt-ägyptischen Mumien angesehen und waren in Frankfurt am Main gelandet. Überall hatte sich Reibsen über die unerträgliche Neugierde der Menschen ärgern müssen. Er war sehr lang und großgewachsen, seine Frau klein und zierlich, reichte ihm gerade bis an die Uhrkette, und es war, als ob sich alle Menschen über dieses ungleiche Paar zu freuen schienen. In Bad Nauheim war ein bider Herr zu ihnen ins Abteil gestiegen, der sie neugierig nach ihrem Reiseziel befragte, ihnen in Frankfurt ein Hotel am Bahnhof empfahl, und ihnen ans Herz legte, die Ariadne und den Römern zu besuchen, was ohnehin in Reibsens Absicht gelegen hatte. Im Westen sind die Menschen neugierig und geschwätzig, stellte Reibsen fest. Die Neugierde und das Angefarrtwerden fiel ihm auf die Nerven. In seiner Heimatstadt kannte ihn jeder, man war an seine Erscheinung gewöhnt.

Als sie ins Hotel kamen, wollte Reibsen seine Stiefel vor die Türe stellen und er sah, daß sich die Türe des Zimmers ihnen gegenüber ebenfalls vorsichtig aufhat und ein Herr heraussah. Reibsen knallte die Tür ins Schloß und wartete. Er wiederholte das Verfahren, aber gerade zur selben Zeit schaute der Herr gegenüber wieder aus seiner Zimmertüre. . . .

Das ist doch unerhört, so eine Neugierde, ereiferte sich der Professor. Man reist jetzt nur mit unerzogenen Menschen zusammen, ohne Feinfühligkeit, ohne Takt, ohne Discretion. Natürlich war das da drüben auch ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise. . . . Aber diese Leute hatten ja keine Formen mehr und keine Erziehung. . . . Und wer sollte sie auch erziehen? Die Alten waren ja selber nicht besser.

Am nächsten Morgen wollte die junge Frau ihre Stiefel hereinholen, im selben Augenblick schlüpfte drüben aus dem Zimmer wieder die junge Frau im Nachtgewand, die sich herausbeugte, sie anlächelte und sich dann rasch wieder zurückzog. Sie versuchte es nach einer Weile wieder und wieder beugte sich die junge Frau aus ihrem Zimmer und sah sie an. Der Gang war dunkel, sie konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Peinlich. Es mußte ein Paar sein, das sich auch auf der Hochzeitsreise befand. Reibsen machte nun Anstalten, die Stiefel seiner Frau selbst hereinzuholen und . . . er sah einen langen Herrn, der ebenfalls Stiefel hereinholte. Das war doch toll. Hatten die da drüben denn nichts anderes zu tun, als ihnen nachzuspionieren? Ich ziehe aus, ich reise ab, ich verlange meine Rechnung. . . . Und er läutete Sturm.

Der Kellner erschien — Reibsen meldete das Unerhörte. . . . Wo ist man denn hier? Mit wem wohnt man denn hier in einem Hotel zusammen, auf einem Fluß? Der Kellner sah ihn erkannt an. Als der Sturm vorüber war, meinte er — aber ruhig: „Mein Herr, auf diesem Stod wohnt außer Ihnen gar kein Ehepaar. . . . und ihnen gegenüber. . . . ist gar kein Zimmer sondern. . . .“ er öffnete die Türe und knipste Licht an. Und das Ehepaar stand verblüfft vor einem — Spiegel, der an der Flußwand hing und einen sehr großen Herrn und eine sehr kleine Frau mit verdachten Mienen zeigte und einen Kellner, der mit einem unverkennbaren Lächeln — die Türe offenhielt. . . .

# Meine Frau und „sie“.

Von Herbert Deutsch.

Ich traf sie oft im Park, wenn ich in der Dämmerstunde dort spazieren ging. Um aufrecht zu sein: sie gefiel mir ganz außerordentlich. Auch sie schien mir eine gewisse Anteilnahme entgegenzubringen, wenigstens blickte sie mich mit ihren großen funkelnden Augen ohne Scheu an. Aber das konnte ja einfach müßige Reugier sein. Jedenfalls vermied ich es zunächst, eine nähere Bekanntschaft anzubahnen. Wozu ein Spiel beginnen, das zu nichts führen konnte, zu nichts führen durfte?

Dem ich bin verheiratet, und ich liebe meine Frau; um keinen Preis möchte ich ihr Verbruch bereiten. Dennoch wurden mir diese kummen Begegnungen im dämmernden Park allmählich zum Bedürfnis. Ich suchte mich darauf und war enttäuscht, wenn die schöne Unbekannte einmal ausblieb. Ich hätte ja einfach meine Spaziergänge in eine andere Richtung verlegen können, aber der Park bot die beste Gelegenheit zur Erholung, und dann war es ja nicht meine Schuld, daß die reizvolle Fremde die gleichen Wege zu lieben schien wie ich. Die Gewohnheit ist die schlaueste Kumpferin, und nichts bringt unsere Vorsätze sicherer ins Wanken als häufig wiederholte Verführung.

Doch will ich meine Handlungsweise nicht mit Gemeinplätzen beschönigen. Die Ereignisse waren einfach härter als ich. An einem Abend, der besonders lau und verlockend war, sah ich das anmutige Wesen auf einer Bank sitzen. Wieder begegnete mein Blick dem ihren, und ich glaubte, in ihren Augen eine Frage, eine Bitte, eine Einladung zu lesen. Da blieb ich stehen und begrüßte sie. Sie schien das längst erwartet zu haben, denn sie zeigte sich weder abweisend noch überzessig und blieb ruhig sitzen, als ich neben ihr Platz nahm. Erwarten Sie von mir keine Schilderung dieses ersten Begegnungsaktes. Ich will nur erwähnen, daß meine liebliche Gesprächin mir stillschweigend erlaubte, über ihr schwarzes Haar zu streichen und daß sie ihr feingebildetes Haupt gutnächts an meine Wange legte.

Als wir uns trennten, wußte ich, daß die Fremde einen festen Platz in meinem Herzen erobert hatte, ich war auch gewiß, daß sie bereit war, mir ihre Freundschaft zu schenken. Sie mögen es bestreulich finden, wohl auch verwirrt, aber jedenfalls wollte ich alles daran setzen, um mit meiner zärtlichen Freundin dauernd vereint zu bleiben. Doch ich war auch sehr entschlossen, die Sache nicht länger als Geheimnis zu behandeln. Meine Frau sollte alles erfahren; nur mit ihrer Zustimmung wollte und konnte ich jene neue Gemeinschaft eingehen, die ich mir in den schönsten Farben ausmalte. Mir wurde das Herz schwer, wenn ich an die Auseinandersetzung dachte, die mir bevorstand: meine Frau würde wohl in Zorn geraten oder noch schlimmer, sie würde in Tränen ausbrechen. Ich wollte ihr nämlich etwas zumuten, was ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse recht seltsam erscheinen mag: meine Freundin in unsere Wohnung aufzunehmen. Aber ich ermutigte mich, indem ich an die Selbstlosigkeit, an die Güte und an die Vorurteilslosigkeit meiner Frau dachte.

Als ich zu Hause ankam, merkte mir meine Frau gleich an, daß ich etwas auf dem Herzen hatte. Ich ging natürlich nicht plump auf mein Ziel los, sondern ich begann vorsichtig und schonend mit den Begegnungen. Sie hörte wortlos zu, aber in ihren Mienen glaubte ich wachsende Unruhe zu erkennen. Daher deutete ich das, was sich auf der Bank abgespielt hatte, nur flüchtig an und sprach dafür um so betedeter von der Hilflosigkeit meiner neuen Bekannten, von ihrer guten Erziehung, ihrer Bescheidenheit und ihrem kindlichen Wesen. Als ich dann den Wunsch andeutete, die Fremde bei uns aufzunehmen, wurde die Unterhaltung recht lebhaft. Aber im Grunde nahm meine vernünftige Frau die Sache doch besser auf, als es manche andere an ihrer Stelle getan hätte. Sie vermied allen schroffen Widerspruch und flebete ihre aufkeimende Eifersucht flug in allerhand praktische Einwände: wo denn die neue Hausgenossin schlafen sollte? Was die Leute dazu sagen würden? Ob ihr unser Essen schmecken würde? Ob sie auch sauber und hässlich sein würde? usw.

Lange ging das Gespräch hin und her; meine Frau wollte nicht rundweg ablehnen, weil sie wohl sah, wie sehr sie mich dadurch betrüben würde, aber sie konnte sich auch nicht zur Zustimmung entschließen. Alles, was ich nach langem Verhandeln erreichte, war die Erlaubnis, meine Freundin einmal besuchsweise bei uns einzuführen.

Wer war über dieses Zugeständnis froher als ich! Gleich am nächsten Abend, als ich meine Eroberung wieder traf, faßte ich sie unter den Arm und brachte sie zu meiner Frau. Die Besucherin wurde begrüßterweise von der Hausfrau zuerst etwas kühl aufgenommen, aber mit reizender Unbefangenheit sah die Kleine darüber hinweg und begegnete meiner Frau mit anmutvoller Hingebung. Die gleichmüßige Besucherin brachte das Wunder zuwege, meine Frau allmählich ganz für sich einzunehmen, meine Freundin durfte bei uns bleiben, und jetzt verließen sie sich aufeinander: meine Frau und die schöne schwarze Kabe mit dem weißen Brustfleck.

# Neue Bücher

„Gerhart Hauptmann.“ Von Professor Dr. E. Sulger-Gebing. 4. verb. und verm. Auflage, bearbeitet von Dr. W. Linden. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die Fortführung und wesentliche Erweiterung des bestlehten, mit so hingebend seiner Einführung das Werk Gerhart Hauptmanns zeichnenden Büchleins von Sulger-Gebing, die Waltherr Linden hier vorlegt, wird allen Freunden Hauptmannscher Dichtung willkommen sein. Diese 4., bis 1932 und auf die jüngsten Werke Hauptmanns fortgeführte Auflage bedeutet über die stoffliche Ergänzung hinaus eine überaus glückliche und wertvolle Bereicherung des Bändchens: Linden führt die Darstellung in der Gesamtschau über das bisher Gegebene hinaus zu einer entschiedenen Klärung und Vervollendung unseres Hauptmann-Bildes, wie es sich langsam immer sicherer und eindeutiger, immer fester umrissen, vor den Augen unserer Gegenwart abzuheben beginnt.

„Bayerisch.“ Von Joseph Maria Lutz. Mit vielen Federzeichnungen von Karl Arnold und Paul Neu. (Verlag R. Piper u. Co., München.) Niemand konnte diesen Band der Serie „Was nicht im Wörterbuch steht“ echter und besser machen als Joseph Maria Lutz, der Verfasser des ur-bayerischen „Zwischenfalls“. Die Hunderttausende, die alljährlich zur Sommer- und Winterfrische nach Bayern kommen, und vor allem auch die Bayern selbst werden dies „Bayerisch“ mit Vergnügen aufnehmen. Da werden wir nicht nur in den Geist der bayerischen Mundart und des bayerischen Humors eingeführt, auch die „allbayerischen Geräte und Werkzeuge“ wie der Maßkrug und die Peise und das feststehende Messer, werden da gefeiert. Vom Bier wird erzählt und von der „kurzen Wits“, vom Wildern und vom Föhnwind, von bayerischen Teufeln und Gespenstern, von der Bauernhochzeit und der schönen Leich. Zügerlateln und Kochrezepte, Schnadahüpfeln und Soldatenlieder runden das Ganze zu einem bunten Bild urwüchsigsten Volkstums.

„Der Krieg nach dem Kriege.“ Eine Bildchronik aus Revolution und Inflation. Von W. Stiewe. (Deutsche Rundschau, G. m. b. H., Berlin.) In diesem Werke wird zum erstenmal in völlig übersichtlicher Weise, unterstützt durch das objektive Bild, die wirre Geschichte einer Zeit behandelt, in der das Deutsche Reich unterzugehen drohte. Alle jene düsteren Ereignisse steigen wieder herauf, die ihre Spuren in jedem deutschen Menschen zurückgelassen haben, und deren schicksalhafte Bedeutung für unsere Tage erst bei dem ruhigen Studium der inneren Zusammenhänge deutlich wird. Durch oft erschütternde Bildbeilagen illustriert, rollt wie in einem spannenden Film die Elendsfette von Zusammenbruch, Revolution, Separatismus, schwarzer Schmach, Völkerrrechtsbruch und roher Gewalt, Bolschewismus und Inflation vor unseren Augen vorüber. Auch dem, der diese Kämpfe als Zeitgenosse durchlitten hat, gibt dieses Werk erst die Klarheit über Zusammenhänge und Hintergründe des Geschehens, für das aufwachende Geschlecht den einzigen Schlüssel zum Verständnis für die Gründe der eigenen Not.

Herbstneuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart. Auf dem Gebiete der schönen Literatur werden folgende Werke angekündigt: Helen Grace Carlisle: „Eine Mutter“, Roman; Ludwig Finsch: „Der göttliche Ruf“, Robert Mayers Leben und Werk, Roman; Edmund Hahn: „Lisa wird eine Frau“, Roman; Erich Kästner: „Gesang zwischen den Stühlen“, Gedichtband; Martin Kessel: „Herrn Brechers Fiasto“, Roman unter Anstellung; Georg von Dmpteda: „Die schöne Gräfin Cosel“, Roman; Rudolf Prescher: „Die Fete von Endor“, humoristischer Roman; Georg Kendl: „Darum lob' ich den Sommer“, Geschichte einer Liebe; Hermann Stegemann: „Die Herren von Höhr“, Roman; Helen Thomas: „Welt ohne Ende“, Roman; Clara Viebig: „Menschen unter Zwang“, Roman; Ernst Zahn: „Fährmann Adrian Risch“, Roman. Einer der ältesten Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, Kommerzienrat Dr.-Ing. A. Colman, schreibt unter dem Titel „Luftschiff voraus!“ über seine Arbeit und sein Erleben am Werk Zeppelins. Von Professor Ernst Robert Curtius. Bonn erscheint ein Buch „Elemente der Bildung“, von Fr. Schönmann, dem Leiter des Amerika-Instituts der Berliner Universität, ein zweibändiges Werk über Amerika.